



---

# Gewalt als – auch – historisches Phänomen

Thomas Maissen

Auszug aus dem Jahresbericht  
„Marsilius-Kolleg 2012/2013“



Der gute Ruf des Marsilius-Kollegs war das eine: Kollegen erzählten begeistert und bereichert von ihren Erfahrungen mit Grundlagendiskussionen ohne die Fixierung auf einen Drittmittelantrag und die kommunikative Binnenvernetzung innerhalb der Universität. Das andere war eine schon mehrjährige interdisziplinäre Kooperation: Im Rahmen der Heidelberger Graduiertenschule für Geistes- und Sozialwissenschaften hatten die Psychologin Annette Kämmerer und ich als Historiker seit 2008 wiederholt gemeinsame Graduiertenseminare angeboten – über „Freiheit“, über „Individualität und Identität“ und zuletzt über „Ehre“. Sollte man diese – bei uns beiden stets kontroversen – Diskussionen nicht in einem Rahmen fortsetzen, der die interdisziplinären Brücken noch weiter schlagen wollte? Der gestrenge Tobias Just machte jedenfalls schon bei der ersten Anfrage klar, dass für ein Projekt im Marsilius-Kolleg der Einbezug eines Natur- oder Lebenswissenschaftlers nötig sei. Ihn fanden wir, vielleicht bezeichnenderweise, als Tischnachbar am Universitätsjubiläum im Sommer 2011: den Evolutionsbiologen Michael Wink. Zwar war bei seinem Blick auf Jahrmillionen des pflanzlichen und tierischen Lebens ein subjektives menschliches Gefühl wie „Ehre“ kein Untersuchungsgegenstand, der Ertrag versprach. Doch die oft damit verbundene „Gewalt“ ist dem Tierreich ebenso wenig fremd wie der Menschenwelt, und gleichsam komplementär kam „Altruismus“ hinzu. Erneut schied die ebenfalls erwogene „Empathie“ deswegen aus, weil Aussagen über Gefühlslagen wenn überhaupt, dann nur bei Menschen nachprüfbar sind.

## *Gewalt als – auch – historisches Phänomen*

**Thomas Maissen**

Die Aktualität unserer Interessen zeigte sich darin, dass im selben Winter, in dem wir auf die Entscheidung über unseren Marsilius-Antrag warteten, ein Psychologe aus Harvard, Steven Pinker, zugleich auf Englisch und auf Deutsch ein Buch mit einem etwas vollmundigen Titel veröffentlichte: *Gewalt. Eine neue Geschichte der Menschheit*. Inhaltlich überzeugte es über weite Teile nicht. Aber es war insofern anregend, als Pinker nicht nur psychologische Forschungen einbezog, sondern explizit evolutionsbiologisch und historisch argumentierte. Auch die Neurowissenschaft war ihm nicht fremd, und so passte es, dass nach dem ersten Marsilius-Semester mit Thomas Kuner ein Zellbiologe unser Team ergänzte, weil die „Gewalt“ es auch ihm angetan hatte. Eine Marsilius-Akademie unter dem Titel „Gewaltruismus“ setzte Anfang Juli 2013 die gemeinsamen Diskussionen fort.

Für den Historiker der Frühen Neuzeit, der hier schreibt, ist Gewalt nicht nur ein alltägliches Phänomen, das im Sinn der „violence“ in jeder Epoche das Zusammenleben von Menschen leidvoll prägt. Er denkt auch, im Sinn von „power“, an das Gewaltmonopol, das die Voraussetzung des Staates ist, wie er erst in der Frühen Neuzeit entstand, also in der Epoche, die konventionell etwa von Kolumbus zur Französischen Revolution führt. Das ist auch in etwa der Bogen, den ich in einer ‚Geschichte der Frühen Neuzeit‘ in der Reihe C. H. Beck-Wissen spanne. Sie entstand im Marsilius-Jahr und verdankt ihm auch Wesentliches, obwohl die Diskussionen ganz im Sinn der Erfinder schon bald über diesen vertrauten Rahmen hinausführten.

Das staatliche, und das hieß damals: das fürstliche Gewaltmonopol musste sich vor allem gegen einen gesellschaftlichen Stand durchsetzen, der im Mittelalter aus eigenem Gutdünken Gewalt anwenden durfte: der Adel. Beim Abwägen von Gewalteinsätzen orientierte er sich nicht zuletzt an seiner Ehre, die es unbedingt zu wahren galt. So legitimierten einerseits (individuelle) Ehrverletzungen eigene Gewaltanwendung, während andererseits adlige Gruppen die Ausübung von Gewalt(formen) auf diejenigen beschränkten, die an ihrer kollektiven Ehre teilhatten (Fehderecht, Satisfaktionsfähigkeit). Hier lag eine thematische Brücke zum sowohl kollektiv-historischen wie auch individualpsychologischen Phänomen der „Ehre“, das uns weiterhin beschäftigte. Der Adel stand auch im Zentrum der verspätet wirkmächtigen Theorie vom *Prozeß der Zivilisation*, die der Soziologe Norbert Elias 1939 formuliert und in späteren Werken zur höfischen Gesellschaft weiterentwickelt hatte. Er deutete die Verhöflichung des zuvor autonomen Adels einerseits „soziogenetisch“ als politisch-militärische Unterordnung unter den Fürsten und Einbindung in staatliche Strukturen; und andererseits „psychogenetisch“ als Kontrolle von Trieben und Affekten, welche die Adligen sich selbst auferlegten, um in einer immer stärker arbeitsteilig vernetzten Gesellschaft dem gesellschaftlichen Ideal einer friedfertigen „Zivilisation“ zu entsprechen. Die entsprechende Verschiebung von Scham- und Peinlichkeitsschwellen erlaubte es laut Elias gerade auch Angehörigen des Bürgertums, durch Selbstregulierung Karriere zu machen – und nicht durch das Ausüben von Gewalt.

Diese Theorie wurde etwa unter dem Stichwort „Sozialdisziplinierung“ zwar kontrovers diskutiert, aber nicht minder breit rezipiert, so in einer relativ simplen und repetitiven Form durch den erwähnten Steven Pinker. Gleichmaßen

gegen konservative Niedergangsrhetorik wie linke Gesellschaftskritik verteidigt er in seinem Buch die Modernisierung als zivilisatorische Fortschrittsgeschichte, in welcher die Menschen immer seltener gewalttätig würden; selbst die jungen Männer, die stets am schnellsten dazu neig(t)en. Solche Thesen werfen erhebliche Probleme auf: Wie überhaupt misst sich Gewalt und ihr Rückgang oder ihre Zunahme, zumal im vorstatistischen Zeitalter? Sind zum Beispiel Kriegsoffer im Verhältnis zur Gesamtbevölkerung ein Indikator; oder Mordraten, die in Langzeituntersuchungen seit dem Mittelalter tatsächlich rückläufig sind? Muss man dabei nicht zum Beispiel bedenken, dass Verletzungen durch Gewalttaten bei den früher beschränkten medizinischen Mitteln öfter zu Todesfällen führten als heute, also heute möglicherweise das Gleiche Quantum „Gewalt“ lediglich weniger Todesopfer fordert?

Wie dem auch sei, tendenziell verschob sich regelmäßige und ritualisierte eigenständige Gewaltausübung wohl tatsächlich von den gesellschaftlichen Eliten, die sie angesichts des staatlichen Gewaltmonopols nicht länger zum Machterhalt brauchten, allmählich hin zu den strukturell eher „ohnmächtigen“ Unterschichten. Ebenso erfolgte, von Kriegen abgesehen, eine Privatisierung der Gewalt: In den meisten Fällen erfolgen Gewalttaten unter Menschen, die sich kennen, oft in den eigenen vier Wänden und am häufigsten unter Lebenspartnern; nur sehr selten dagegen durch den bösen Unbekannten im finsternen Wald. Die Europäer zumindest haben die Waffen, die sie früher trugen, abgelegt, so dass der „Spießbürger“ nicht mehr mit seinem Speer bewaffnet die Heimatstadt bewacht, sondern nur noch mit dem Rechen sein Gärtchen.

Über diese historischen und sozialwissenschaftlichen Überlegungen und ihre Aporien hinweg wies die Frage, die im interdisziplinären Gespräch formuliert wurde: Kann man sich einen Gewaltrückgang unter Menschen, wenn es ihn gegeben hat, als evolutionäre Selbstdomestikation vorstellen? Im Unterschied zum evolutionären Wechselspiel von Mutation und Selektion in ihren sehr langfristigen Dimensionen kann systematische Züchtung in nur wenigen Generationen funktionieren und Veränderungen hervorbringen, die weitervererbt werden können – allerdings unter der Voraussetzung, dass die Zucht und Pflege aufrechterhalten werden. Nutzpflanzen und Haustiere „verwildern“, wenn sie sich allein überlassen werden; oder vielmehr erlangen sie Eigenschaften zurück, die ihnen weggezüchtet worden sind.

Es konnte im Rahmen der Überlegungen im Marsilius-Kolleg nicht um einen empirischen Nachweis gehen, dass die Menschen in ihrer Geschichte dank Zucht weniger gewaltbereit geworden sind. Aber die Hypothese erlaubte zumindest spekulative Überlegungen. Ist es denkbar, dass sich die genetischen Faktoren von Gewaltbereitschaft zumindest in einigen Populationen über die Jahrhunderte hinweg verändert, vermindert haben; vergleichbar etwa der Überwindung der Lakto-seintoleranz bei denjenigen Völkern, die sesshaft wurden und bei denen sich auch Erwachsene von Milch und Milchprodukten ernährten – nicht der eigenen Mutter, sondern von Nutztieren? Haben Gesellschaften Gewalttätige durch Hinrichtungen, Gefängnisstrafen, Verbannung oder Export als Söldner und Kolonisatoren mindestens in ihrer Fortpflanzungsphase so ausgeschlossen, dass sie eine signifikant geringere Zahl von Nachkommen hatten; und führte dies dazu, dass die reduzierte Zahl von zurückbleibenden Männern sich dank eines relativen Frauenüberschusses nicht durch ihre Gewaltfähigkeit profilieren mussten, sondern sich auf ein Balzverhalten verlegen konnten, das Qualitäten wie Friedfertigkeit, Zuverlässigkeit und Treue betonte?

Insofern geriet, im Sinn der Gruppenthematik, auch „Altruismus“ verstärkt ins Visier. Der Biologe Edward O Wilson hat neulich festgehalten, dass der Mensch als Einzelwesen egoistisch ist, als Gruppenwesen jedoch uneigennützig handelt.<sup>1</sup> Gewalt zur Durchsetzung eigener Interessen und Altruismus zum Schutz der kollektiven Interessen hängen insofern eng so zusammen, wie bereits Hubert Markl die beiden Verhaltensweisen aufeinander bezog: „Damit sich höheres Sozialleben in kooperativen, kohärenten Verbänden überhaupt entwickeln kann, muß Abstoßung zwischen den blutsverwandten Klans wirksam sein. Zwischengruppenaggression ... steht somit in zwingendem Zusammenhang mit der Evolution gerade altruistischen Innergruppenverhaltens.“<sup>2</sup> Tatsächlich ist die fundamentale Bereitschaft zu „Kriegen“ unter den 10 Millionen Tierarten, darunter 4000 Säugetieren, nur bei Schimpansen und Menschen bekannt – je enger der soziale Zusammenhalt und die wechselseitigen Abhängigkeiten, desto größer die Bereitschaft zu Gewalt gegen andere Gruppen der eigenen Spezies.<sup>3</sup>

Vor diesem Hintergrund stellte sich die Frage, inwiefern und weshalb die Gruppenbildung von Menschen den biologisch-genetischen Rahmen der „kin selection“ sprengt, mit der William Hamilton und John Maynard Smith 1964 altruistisches Verhalten von Gruppentieren als Beitrag zur Gesamtfitness unter Ver-

wandten deuteten. In *Selection and Covariance* (1970) brachte George R. Price dies auf die Formel, dass Wettbewerb zwischen Individuen den Egoismus fördere, Wettbewerb zwischen Gruppen aber die Selbstlosigkeit. Dabei war das opferbereite, altruistische Individuum zwar bei der direkten Weitergabe des eigenen Erbguts nicht erfolgreich, wohl aber indirekt über seine Verwandten im Kollektiv, dem er angehörte. Bezeichnend für die Gruppenbildung von Menschen ist nun aber, dass ihr Altruismus, anders als bei Tieren, nicht auf die genetische Verwandtschaft beschränkt bleibt. Vielmehr ist die Erwartung, dass ein vielleicht sogar persönlich unbekannter Gruppenangehöriger altruistisch handeln könnte, die Grundlage von kollektiven Schicksalsverbänden, etwa Nationalstaaten, in denen sich Menschen zum Beispiel im Krieg zum eigenen, individuellen genetischen Nachteil für die Gemeinschaft oder vielmehr für die Überlebenden aufopfern.

Ist dieses Verhalten aber das Ergebnis einer Domestikation als Zuchtwahl, durch die der Genpool der Menschen wie bei Nutzpflanzen und Tieren über Selektionsvorgänge kleiner, also variantenärmer, homogener und stabiler geworden wäre? Züchteten Weibchen durch „female selection“ Männchen als Sexualpartner, die sich in ihrer „male-male competition“ durch Altruismus (etwa bei der Brutpflege) auszeichneten und nicht durch Gewalttätigkeit, so dass altruistische Verhaltensweisen eher genetisch weitergegeben wurden als aggressive? Der Laie ist hier bald einmal in Gefahr, allzu simple soziobiologische Antworten zu geben und das Verhalten und die Anpassungsleistungen von Individuen mit dem Kampf um die Weitergabe ihrer Gene zu erklären. Selbst dann müsste aber nachgewiesen werden, dass entsprechend angezüchtete Eigenschaften – etwa altruistisches Verhalten – auch wirklich vererbt werden können. Bleibt es letztlich nicht plausibler, den Wandel von menschlichem Verhalten in historischen Zeiten kulturell zu erklären?

Politische Ordnung in arbeitsteiligen Gesellschaften erwies sich wohl langfristig als effizientere, da strukturell als „power“ nachhaltige Form der Gewalt, als es das Räuberdasein unter Einsatz von „violence“ war: sesshafte Bauernvölker verdrängten Jäger und Sammler, Siedler rotteten Indianer aus, bürgerliche Kaufleute entmachteten adlige Ritter. Sie taten dies nicht als Großfamilie aufgrund genetischer Gemeinsamkeiten, sondern als „imagined communities“ (Benedict Anderson) jenseits der Sippenbande. Nicht erst der moderne Nationalstaat oder Ideologien, sondern von jeher Religionen und nicht zuletzt das Christentum haben die Gruppenangehörigen dazu erzogen, dass sie sich höheren Werten verpflichtet fühlten

als ihren nächsten Verwandten und ihrem unmittelbaren Fortpflanzungserfolg. Die Erzählung von Abraham und Isaak lehrt das ebenso wie Matthäus, 19, 29: „Und wer verlässt Häuser oder Brüder oder Schwestern oder Vater oder Mutter oder Weib oder Kinder oder Äcker um meines Namens willen, der wird's hundertfältig nehmen und das ewige Leben ererben.“ Die spirituelle Gemeinschaft der Getauften in der Gemeinde wurde so wichtiger als die Blutsgemeinschaft der Sippe, der Pate stand näher als der Onkel, und im Kloster wurden Mönche, die keusch der Fortpflanzung entsagten, fern der Familie zu „Ordensbrüdern“. Im Vergleich zu Kulturen, die einen patrilinearen Ahnenkult pflegen, heirateten im Abendland gemäß dem „European marriage pattern“ relativ wenige Menschen und dies erst noch spät – der eigene Nachwuchs war religiös ohne Bedeutung.<sup>4</sup> So wichtig für den einzelnen Christen seine Kinder sein konnten, so sehr verdankten die Gesellschaften, in denen sie lebten, ihre vergleichsweise friedliche innere Kohäsion und äußere Macht der Bereitschaft ihrer Angehörigen, sich Idealen unterzuordnen, die ihnen wichtiger erschienen als die Gebote von Blut und Verwandtschaft, die zu Selbstjustiz und Blutrache ermächtigten, ja verpflichteten. Der immer weiter reichenden Vergesellschaftung selbst wohnt also ein verfriedendes Moment inne, insofern sie die Bedeutung der eignen Verwandtschaft zusehends relativiert, neue Loyalitätshorizonte einführt und damit auch altruistisches Verhalten über den Kreis der genetisch Nahestehenden ermöglicht.

### Publikation im Projektjahr

- Maissen, Thomas: *Geschichte der Frühen Neuzeit*, C. H. Beck München 2013.

<sup>1</sup> Edward O. Wilson: *Die soziale Eroberung der Erde. Eine biologische Geschichte der Menschheit*, München: C. H. Beck 2013.

<sup>2</sup> Hubert Markl: *Aggression und Altruismus*, Konstanz 1976, S. 24.

<sup>3</sup> Vgl. hierzu Richard Wrangham und Dale Peterson: *Demonic Males: Apes and the Origins of Human Violence*, New York 1996.

<sup>4</sup> John Hajnal: *European marriage pattern in historical perspective*, in: *Population in History* hg. von David V. Glass und David E.C. Eversley, London: Arnold 1965; Michael Mitterauer: *Weshalb Europa? Mittelalterliche Grundlagen eines Sonderwegs*, München: C.H. Beck 2003, S. 70-108.